

Konvergenz als Thema von Bibliotheken

Nicht allein Bibliotheken, sondern auch Archive und Museen sehen sich angesichts des Medienwandels und zunehmender ökonomischer Zwänge massiv herausgefordert. Der Veränderungsdruck bietet ihnen gleichzeitig die Chance, neue Wege der spartenübergreifenden Zusammenarbeit zu beschreiten und Konvergenzmodelle zu befördern. Ausgehend von der historischen Betrachtung der Diskussion um die Zwei- und Einschichtigkeit als Organisationsform im Bibliothekswesen widmet sich der Beitrag dem Thema Konvergenz im Sinne eines wissenschaftspolitischen Konzepts zur übergreifenden Zusammenarbeit. Vorgestellt werden die Auswirkungen der informationstechnologischen Entwicklung auf das organisationelle Zusammenwirken von Bibliotheken und Rechenzentren an den Hochschulen sowie die Möglichkeiten einer interinstitutionellen Kooperation von Bibliotheken, Archiven und Museen im Interesse der Zusammenführung digitalisierter Bestände und deren Kontextualisierung. Ausführungen zur Zukunft der Konvergenz runden den Artikel ab.

Not only libraries but also archives and museums are facing massive challenges as the result of changes in the medial landscape and increasing economic constraints. The pressure to adapt is at the same time an opportunity to embark on new paths of cooperation and foster models of convergence. Beginning with a historical review of discussions of the single-layered and dual-layered forms of library organization, this article addresses the idea of convergence as a policy for cross-institutional cooperation. It describes the effects of current developments in information technology on the collaboration between libraries and computing centers at universities as well as the opportunities for interinstitutional cooperation between libraries, archives and museums with the goal of merging and contextualizing digital collection holdings. The article closes with a consideration of the future potential for convergence.

Die Convergentia ist das Gegenteil der Divergentia und damit ein an sich sehr friedvoller Begriff: Mathematisch gesehen werden zwei Linien beschrieben, die auf einen gemeinsamen Punkt zulaufen, freilich unter der flankierenden Annahme, dass sie sich dort niemals treffen werden. Genau diese Annahme hat in der Vergangenheit die Diskussion in deutschen Bibliotheken wesentlich bestimmt: Die Annäherung als innovatives Konzept zur übergreifenden Zusammenarbeit wurde zwar gedacht, aber für nicht realistisch gehalten. Dabei ist die Konvergenz ein gleichsam historisch fundiertes Bibliotheksthema.

HISTORISCHE ENTWICKLUNG

So war bereits Ende des 19. Jahrhunderts aufgefallen, dass die von der wirtschaftlichen Prosperität begünstigten Institute an deutschen Universitäten anstelle der vormals privaten Handbibliotheken der Professoren sukzessive autarke Spezialbibliotheken aufgebaut hatten. Gotthold Naetebus berichtete 1906 besorgt über eine Studie zu preußischen Institutsbibliotheken.¹ Letztere verfügten bereits damals über ein Erwerbungsvolumen, welches den Universitätsbibliotheken kaum mehr nachstand. Wenige Jahre zuvor hatte Friedrich Althoff zwar erste Konvergenzmaßnahmen ergriffen, allerdings mit äußerst begrenztem Erfolg.²

Das Gegenteil trat ein: Die Divergenzbewegung gewann an Fahrt. Zwar wurde die Idee, aus Seminarbibliotheken die Universitätsbibliothek zu stärken, grundsätzlich als das einfachste und günstigste Mittel erkannt, aber ebenso rundweg abgelehnt. Über weite Strecken der Geschichte war den Befürwortern der Zweischichtigkeit zudem die ministerielle Unterstützung sicher: »Der wissenschaftliche Nachwuchs hat viel mehr als früher seine Arbeitsstätte in den Seminaren. Auf das dankenswerteste ist das daraus entstandene Bedürfnis, die Seminarbibliotheken zu stärken, neue zu schaffen, durch dauernde oder gelegentliche Beihilfen vom vorgesetzten Ministerium anerkannt worden.«³

Heute wissen wir, dass dieser Entwicklung erst Anfang der siebziger Jahre des 20. Jahrhunderts Einhalt geboten wurde, unter anderem empfohlen von der Deutschen Forschungsgemeinschaft.⁴ Die Beharrungskraft der divergenten Systeme war jedoch groß. Solange sie irgendwie finanzierbar erschienen, trotzten sie sogar gesetzlichen Regelungen, welche die Informationsversorgung zu straffen versuchten.⁵ Mit der Konjunkturwende 1973/74 war die 1960 begonnene Entfaltung jedoch beendet. »Sichtbar wurde dies zum Beispiel daran, daß der bis 1972 vom Verfassungswandel unbeeinflusst gebliebene steile Stellenzuwachs jäh zum Stillstand kam und bald in Stellensperren und Stellenabzüge umschlug. Währenddessen stieg die Studentenzahl unvermindert weiter an und wurde durch Zulassungsbeschränkungen gelenkt.«⁶ Vor dieser Folie verloren die Befürworter der Divergenz langsam aber sicher an Boden.

Dabei bedeutete Einschichtigkeit doch im Grundsatz nur das, was Johann Wolfgang von Goethe bereits 1797 in Jena in den Blick genommen und später dann auch teilweise umgesetzt hatte: eine einheitliche Verwaltung der Bibliotheksmittel, eine koordinierte Erwerbungspolitik und sparsame Mittelverwendung, eine einheitliche Erschließung und Aufstellung sowie eine professionelle Verwaltung für einen besseren Service und großzügigere Öffnungszeiten. So erkundigte sich Goethe bei Schiller, was dieser von der Idee halte, die diversen Teile der Jenaer Bibliothek »virtualiter, in ein Corpus zu vereinigen und über die verschiedenen Fächer, sowie über einen bestimmteren und zweckmä-



Sabine Wefers

Foto: ThULB Jena



Thomas Mutschler

Foto: ThULB Jena

Einschichtigkeit, das, was Goethe 1797 forderte

Wandel als Reflex der technischen Möglichkeiten

Zweischichtigkeit wirkte nach

ßigeren Ankauf Abrede zu nehmen und Verordnungen zu geben« (Brief an Friedrich Schiller, 9. Dezember 1797). Goethe beklagt sich in diesem Brief auch über die Nachteile der Divergenz: »Bey der jetzigen Einrichtung gewinnt niemand nichts, manches Geld wird unnütz ausgegeben, manches Gute stockt, und doch sehe ich Hindernisse genug voraus die sich finden werden, nur damit das rechte nicht auf eine andere Art geschehe als das unzweckmäßige bisher bestanden hat.« Goethe hatte unter anderem die Oberaufsicht über die Jenaer Universität inne und insofern eine weitaus robustere Handlungsgrundlage als die meisten heutigen Bibliotheksmanager. Dass es jedoch auch ihm nicht erspart blieb, mit erheblichen Widerständen zu ringen, ergibt sich aus seinem Zwischenresümee (Brief an Christian Gottlob von Voigt, 19. Mai 1818): »Mein Glaube bestärkt sich, die sämtlichen Angestellten nehmen wahrhaften Antheil, und die Professor-Weise, deren Maxime bloß ist zu hindern und zu lähmen, kann uns nichts mehr anhaben.«⁷

Goethe befand sich übrigens zumindest auf kurze oder mittlere Sicht im Irrtum. In Jena wirkte die Zweischichtigkeit de facto noch bis in die 60er Jahre des 20. Jahrhunderts nach. Auf lange Sicht hat sich die Konvergenz jedoch (nicht nur in Jena) durchgesetzt: Mittlerweile ist die (funktionale) Einschichtigkeit sogar zum Standard an deutschen Hochschulen geworden, nachdem die steigenden Studierendenzahlen, die Raum- und Personalengpässe, eine deutliche Differenzierung der Forschung und ihrer Anforderungen an eine Informationsversorgung, der Medienwandel sowie die Kostensteigerung infolge der Konzentration auf den Informationsmärkten ein Umdenken letztlich doch notwendig gemacht hatten.

Peter Reuter stellt die Konsequenzen am Beispiel Gießens folgendermaßen dar:⁸

2002	2012
Benutzerarbeitsplätze außer in der UB nicht zeitgemäß ausgestattet	949 meist modern ausgestattete Benutzerarbeitsplätze
45 % aller Bestände per EDV entleihbar	82 % aller Bestände per EDV entleihbar
nur 50 % der Bestände stehen in Bibliotheken, die länger als zu büroüblichen Zeiten geöffnet sind	noch 18 % der Bestände stehen in Bibliotheken, die maximal zu büroüblichen Zeiten geöffnet sind
520.000 Bände in Freihandbereichen direkt zugänglich und elektronisch ausleihbar	1,3 Mio Bände in Freihandbereichen direkt zugänglich und elektronisch ausleihbar

TECHNISCHE HERAUSFORDERUNGEN

Zu den wirtschaftlichen Zwängen gesellten sich spätestens Ende der 80er Jahre des 20. Jahrhunderts auch technische Herausforderungen. Die Abhängigkeit von einer professionellen technischen Versorgung wuchs sukzessive. Der Weg führte über die Verbundkatalogisierung zur DV-gestützten Ausleihe, zur Entwicklung von Erwerbs- und Endnutzerkomponenten mit immer weiter ausgeprägten individualisierten Services. Dieser Wandel war und ist zum Teil selbst Reflex der technischen Möglichkeiten und erzeugte seinerseits immer differenziertere Wünsche an die IuK-Technologie. In der Summe steuerten Forschung und Lehre (und mit ihnen die Informationsdienstleister) damit unweigerlich auf eine neue Qualität notwendiger Rechenteknik zu. Dieses hohe Technikniveau implizierte Konvergenz insofern, als es zunehmend komplexere Anforderungen an die hard- und software-technische Ausstattung, deren Betreuung und Weiterentwicklung stellte. Der damit verbundene Personal- und Sachaufwand konnte nämlich mit einem für kleinere Einrichtungen vertretbaren Aufwand immer weniger realisiert werden. Parallel dazu wandelten sich die Medien, welche als Arbeitsmaterialien für die Lehre und als Quellen der Forschung genutzt werden; die multimediale Welt veränderte die Hochschulen in der Theorie vielleicht weiter als in der Praxis, aber immerhin deutlich.

Manche Bibliotheksbeschäftigte versuchten ganz am Anfang des Wandels noch, den technischen Anforderungen dadurch zu entgehen, dass sie festlegten, die neuen Medien seien »kein klassisches Bibliotheksgut«. Kurzfristig half diese Sicht der Dinge, die Bibliothek vor dieser vermeintlichen Gefahr durch eine möglicherweise überbordende Technisierung zu schützen. Bald wurde die Maxime, »Nur was sich ändert, bleibt« allerdings nicht nur zum Motto eines Bibliothekartags, sondern gleichsam zum Programm einer professionellen Weiterentwicklung.⁹

Die neuen Medien hatten längst ein Eigenleben entfaltet, welches nicht nur in der Lehre in zahllosen E-learning-Produkten seinen Niederschlag fand, sondern auch Kompetenzen zur Medienproduktion und -bearbeitung an den Hochschulen erforderlich machte. Um die Jahrtausendwende gründeten sich dann an den meisten Hochschulen die sogenannten Multimediazentren neben oder als Zweig von Rechenzentren. Sie boten Unterstützung beim Umgang mit multimedialen Technologien in Lehre und Forschung an und beanspruchten damit einen Teil des ursprünglich bibliothekarischen Service-Terrains für sich.

Stärker noch wirkten sich die Bemühungen vor allem der Rechenzentren aus, sogenannte Digitale Bi-

blibliotheken zu entwickeln. Manche sahen die Zukunft in einer digitalen Bereitstellung von Medien, weitestgehend unabhängig von Bibliotheken. Es sei denn, die Bibliotheken reformierten sich so grundlegend, dass sie zu »Zentren der Versorgung mit digitalen Informationen und Publikationen« würden.¹⁰ Dass der Wissenschaftsrat in diesem Zusammenhang von »Hybridbibliotheken« gesprochen hatte, galt vielen als unrealistische Forderung: Wer sollte dieses Mehr bezahlen? Dabei erzeugte der Wandel nicht nur grundsätzliche Sorgen um den Bestand von Bibliotheken überhaupt, sondern auch Angst vor dem Verlust ihrer traditionellen Werte. So ermahnte Wolfgang Frühwald 2002, die Bibliothekare sollten nicht vergessen, auf den Weg zum Informations-Manager oder -Navigator den »Impetus ihres viele tausend Jahre zurückreichenden Kulturauftrags mitzunehmen«.¹¹

KONVERGENZ ALS HOCHSCHULPOLITISCHES THEMA

Die Deutsche Initiative für Netzwerkinformation (DINI) gründete sich offiziell im Januar 1999. Sie hatte sich aus einem Gesprächskreis von Rechenzentren, Multimediazentren und Bibliotheken heraus entwickelt und versuchte, konstruktiv auf die Verbesserung von Informations- und Kommunikationsleistungen hinzuwirken sowie die dazu notwendigen Informationsinfrastrukturen zu entwickeln. DINI war bei weitem nicht das Allheilmittel in der aufkommenden Konkurrenz dreier Dienstleister. Aber diese Organisation zeigte zumindest auf, dass ein arbeitsteiliges Miteinander nötig war. Dass diese Form der Konvergenzbemühungen mit hoher »Sittenstrenge« überwacht wurde und selbst in abendlichen Bierrunden nicht einmal scherzhaft in Frage gestellt werden durfte, zeigt, wie intensiv man darauf achten musste, dem Abgrund der Divergenz nicht zu nahe zu kommen.

Spätestens als in Großbritannien Bibliotheksdirektoren unter dem Motto »From Library to Learning Resource Centre« begannen, Rechenzentren zu integrieren und vice versa, Rechenzentren Bibliotheken integrierten, erreichte das Thema Konvergenz auch weite Hochschulkreise in Deutschland.¹² Es wurde Zeit, die Konvergenz als solche differenzierter zu betrachten und ihre Vor- und Nachteile bzw. Sinnhaftigkeit im jeweiligen Kontext näher zu beleuchten.¹³ Schließlich konnten im besten Fall im Überschneidungsbereich mehrerer Einrichtungen Synergien erzeugt werden. Im schlechtesten Fall würden Einrichtungen geschaffen, welche ein starkes Eigenleben entwickelten, das mit einem hohen Verwaltungsaufwand einherging, sich aber von den Bedürfnissen der »Kunden« immer weiter entfernte. Wer wollte das schon? Sinnvoll er-

schien das schärfste Konvergenz-Modell, die Integration, nur bei kleineren Hochschulen mit einem starken Akzent auf der Lehre. Sie bündelten auf diesem Wege ihre Ressourcen und konnten mit einem vertretbaren Aufwand eine vernünftige Grundversorgung realisieren. »Old universities« mit einem starken Akzent auf geisteswissenschaftlicher Forschung hingegen entschieden sich (wie die Mehrzahl deutscher Hochschulen) gegen eine vollständige Integration.

Betrachtet man die Entwicklungen über den Rand der Hochschulen hinaus, spielte diese eine kaum nennenswerte Rolle, wohl aber die Kontextualisierung. Die informationstechnologischen Möglichkeiten entwickeln sich nämlich weiter und befördern das Zusammenwirken unterschiedlicher Einrichtungen, die Integration von Konvoluten sowie deren Zusammenführung zu einem virtuellen Ganzen – die Idee der Sichtbarmachung von Kontexten also. Gerade in den vermeintlich höchst konservativen Kreisen textorientierter Wissenschaften begann man bereits relativ früh, die Vorteile digitalisierter Quellen sowie die Möglichkeiten ihrer virtuellen Aufbereitung zu schätzen.

Da Kontexte unabhängig sind von den Überlieferungswegen, -orten und -traditionen, lädt ein solcher Ansatz auch zu vermehrter Zusammenarbeit zwischen Bibliotheken, Archiven und Museen ein.

KONVERGENZMODELLE ZWISCHEN BIBLIOTHEKEN, ARCHIVEN UND MUSEEN

Die Bibliotheken, Archive und Museen haben den Aufbau und die Erschließung ihrer Bestände seit dem 19. Jahrhundert weitgehend unabhängig voneinander betrieben.¹⁴ Dies ging einher mit der institutionellen Ausprägung dieser Einrichtungen und führte – im Zuge der Bewältigung der Materialmengen – zu einer branchenbezogenen Professionalisierung der Erschließungsarbeit. Diese Entwicklung verlief parallel zur Ausdifferenzierung des klassischen Wissenschaftssystems in immer mehr Einzeldisziplinen.

Als eher unerwünschte Folge dieser historisch bedingten Entwicklung stellt sich die heutige institutionelle Abgeschlossenheit der drei Bereiche dar. Dies ist umso bedauerlicher, als sich Bibliotheken, Archive und Museen im digitalen Zeitalter gleichermaßen herausgefordert sehen;¹⁵ und die spartenmäßige Differenzierung den allseits geforderten integrierten Zugriff auf historische digitalisierte Bestände – seien es Bücher, Akten, Bilder, Nachlässe, Handschriften, Artefakte, Urkunden, Autographen oder audiovisuelle Medien – nicht gerade erleichtert. Aus Nutzersicht muss jedoch das Ziel der Aufbau integrierter kontextbasierter Informationsangebote sein.

digitale Zukunft
vs. traditionelle Werte

Entwicklung an den
Hochschulen

in Überschneidungs-
bereichen Synergien
erzeugen

net generation

Im Ergebnis einer intensiveren Zusammenarbeit zwischen den Bibliotheken, Archiven und Museen sollte eine wissensbasierte Integration disloziert verwahrter, inhaltlich jedoch zusammengehöriger Sammlungen ermöglicht werden – und zwar unter Wahrung der jeweiligen fachlichen Anforderungen. Die Herausforderung besteht vor allem darin, Daten aus den diversen spartenspezifischen Systemen auf gemeinsam betriebenen Plattformen nachhaltig und wissenschaftsnah integriert zu präsentieren und die Akzeptanz für die Arbeitsweise der jeweils anderen Seite zu stärken, also Synergien zu erzeugen.

single point of entry

Was bedeutet das konkret? Heruntergebrochen auf die Praxis, muss das Ergebnis eines engeren Zusammengehens der Bibliotheken, Archive und Museen im Aufbau einer *single search* bzw. eines *single point of entry* liegen. Ein solcher zentraler Einstiegspunkt sollte es ermöglichen, über eine einheitliche Suchoberfläche in unterschiedlichen Informationsangeboten verschiedener Einrichtungen zu recherchieren und den Nutzerinnen und Nutzern neue Wissenshorizonte zu eröffnen. Wenn dabei Doppelarbeit für die Anbieter und Rechercheverluste für die Nutzer vermieden werden sollen, wird eine abgestimmte Erschließung nach konsistenten Regelungen freilich ebenso zu einer unabdingbaren Voraussetzung wie der Aufbau gemeinsamer Indizes.

verlorenes Terrain zurückgewinnen

Dazu muss sich auch die Erschließungsphilosophie anpassen. Schließlich soll sie einer zusehends transdisziplinär orientierten Forschung den integrativen Zugriff auf heterogene Informationsangebote deutlich erleichtern und partizipatorische Anwendungsmodelle fördern. Deswegen sind Bibliotheken, Archive und Museen gefordert, neue Wege bei der Aufbereitung historischer Bestände zu beschreiten. Gleichzeitig sind sie aufgerufen, sich bei der Präsentation ihrer Informationsangebote noch konsequenter am thematisch orientierten Bezugsrahmen der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler bzw. ihrer jeweiligen Nutzerschaft zu orientieren. Damit dieses Ziel in greifbare Nähe rücken kann, sind dafür auch auf Seiten der Geldgeber und Trägerinstitutionen die organisatorischen und rechtlichen Voraussetzungen zu schaffen.

Vielversprechende Ansätze sind hinsichtlich der spartenübergreifenden Aufbereitung digitalen Kulturguts sowohl auf europäischer (Europeana¹⁶), auf nationaler (Deutsche Digitale Bibliothek¹⁷), aber auch auf regionaler Ebene im Bereich der Regionalportale bereits jetzt erkennbar (z. B. digitales thüringen¹⁸, Kulturerbe Niedersachsen¹⁹, LEO-BW²⁰, SACHSEN.digital²¹ etc.).

KONVERGENZ ALS CHANCE

Die sogenannte Medienkonvergenz, aber auch die gesteigerten Erwartungen der Nutzerinnen und Nutzer, welche als Angehörige der *net generation* den direkten Informationszugang als Selbstverständlichkeit voraussetzen, erhöhen den Konkurrenzdruck auf dem Informationsmarkt. Dies erscheint umso dramatischer, als für die kommenden Jahre mit weiteren Einsparungen in den öffentlichen Haushalten zu rechnen ist. Konvergenzmodelle zu befördern, ist demnach auch angesichts der Krise des öffentlichen Finanzsystems schlichtweg eine Notwendigkeit. Denn der zunehmende ökonomische Druck wird sich auf alle öffentlich finanzierten Wissenschafts- und Kultureinrichtungen stark auswirken und Interdependenzen ebenso verlangen wie die Nachhaltigkeit der Projektergebnisse.

Krisen erzeugen Veränderungsdruck. Sie bieten Bibliotheken, Archiven und Museen aber gleichzeitig die Chance, neue Wege zu beschreiten, nicht nur bei der Aufbereitung und Präsentation historischer Bestände in digitaler Form, sondern auch bei der Entwicklung innovativer Informationsangebote, effizienterer Formen der institutionen- und spartenübergreifenden Zusammenarbeit sowie beim Aufbau neuer strategischer Allianzen, zukunftsweisender Geschäftsmodelle oder der Erschließung neuer Finanzquellen, bis hin zur gemeinsam abgestimmten Bestandsentwicklung.

Es wäre also keinesfalls der richtige Weg, wenn Bibliotheken, Archive und Museen angesichts knapper werdender Mittel ihre Konkurrenz untereinander verschärften und sich in den Niederungen der Divergenz verlor. Vermehrte Konkurrenz ergibt sich vielmehr in Bezug auf die neuen Anbieter von Content, wie z. B. Google – zumal Bibliotheken, Archive und Museen von ihren Nutzerinnen und Nutzern im Internet längst nicht mehr als alleinige Anbieter von Informations- und Wissensangeboten wahrgenommen werden. Der Weg muss also dahin führen, mit neuen, hochqualifizierten Angeboten verlorenes Terrain zurückzugewinnen, was angesichts der technologischen und ökonomischen Rahmenbedingungen nur gelingen kann, wenn alle Beteiligten mehr Konvergenz wagen.

Für die Leitungsebenen stellt es eine ganz besondere Herausforderung dar, das Konkurrenzdenken zu überwinden und die vielfältigen Möglichkeiten einer engeren Zusammenarbeit zu nutzen. Konvergenz verlangt Umdenken, nicht nur auf der operationalen Ebene, sondern auch im Sinne eines arbeitsteiligen interinstitutionellen Kooperierens bzw. eines *joint management*.²²

Dabei durchläuft der Weg hin zur Konvergenz verschiedene Phasen. Am Beginn stehen mindestens zwei Partner sowie deren Wille, etwas gemeinsam zu

erreichen, was beide jeweils alleine nicht erreichen könnten. Ideen werden zusammengetragen, welche hinsichtlich ihrer Durchführbarkeit geprüft, entsprechend eingeordnet und in Pilotprojekten realisiert werden. Hier sollten Planung, Realisierung und Controlling so gut sein, dass gegenseitige Akzeptanz auf allen Ebenen wachsen kann. Dazu ist die Kommunikation als eines der wichtigsten Erfolgszutaten zu benennen. Und da Vorhaben heutzutage grundsätzlich auf Nachhaltigkeit angelegt bzw. als Muster für künftige Routinen ausgelegt sein sollten, sollte Konvergenz als Modell eines arbeitsteiligen Miteinanders am Ende dieses Weges stehen.

Dass solche Bemühungen nur dann zum gewünschten Erfolg führen, wenn sie politisch gewollt, rechtlich ermöglicht, infrastrukturell untersetzt und kontinuierlich angelegt sind, versteht sich von selbst. Waibel und Erway veranschaulichen diesen Weg als *collaboration continuum*.²³ Die Reise nimmt ihren Ausgang mithin vom Kennenlernen und führt über die Kooperation im Rahmen einzelner Projekte zur Koordination komplexer werdender Partnerschaftsstrukturen und mündet schließlich in der Konvergenz. Besonders gute Erfahrungen mit komplementären Konvergenzmodellen haben sich in Thüringen auf der Basis von UrMEL ergeben.

KONVERGENZ UND KONTEXTUALISIERUNG

Konvergenz kann demnach Integration bedeuten, aber auch komplementäre Angebote bis hin zu supplementären Strukturen. Bezogen auf die Inhalte der Angebote sollten im Sinne einer integrierten Sichtweise Kontexte aufgezeigt werden, mehrere Einzelobjekte also »als (virtuelle) Sammlung zum Sprechen gebracht werden«. Gleichzeitig gilt es, Objekte, welche dem Kontext zugeordnet werden können, als »zum Thema passend« erkennbar zu machen und doch so zu präsentieren, dass das berechtigte Anliegen der beteiligten Einrichtungen, sich mit diesem Angebot selbst zu profilieren und ihren Anteil der Nutzerschaft (und den Geldgebern) bewusst zu machen, mit bedient wird. Durch eine so verstandene Kontextualisierung werden den Nutzerinnen und Nutzern neue Wissenshorizonte eröffnet, an welche sie dann ihre individuellen Fragestellungen richten können. (Vgl. die Grafik auf S. 60 zur Kontextualisierung als Weg der Informationsaufbereitung.)

Kontextualisierung in diesem Sinne hebt selbstverständlich die Beschränkung auf den eigenen Bestand einer einzelnen Bibliothek auf; vielmehr laden die Möglichkeiten der Digitalisierung dazu ein, thema-

Was kann UrMEL?



- Universal Multimedia Electronic Library
- Plattform der ThULB Jena für multimediale Angebote zahlreicher Bibliotheken, Archive, Museen, Stiftungen und weiterer Wissenschafts- und Kultureinrichtungen
- bietet Zugang zu digitalisierten historischen Beständen: Archivalien (Akten), audiovisuelle Quellen, Bildmaterialien, Drucke, Handschriften, Nachlässe, Theaterzettel, Zeitschriften ...
- Integration in übergreifende Recherche- und Informationssysteme (GBV, VD17, ZDB, EZB, Kalliope, Manuscripta Medievallia, Neu: EUROPEANA)
- Unterstützung internationaler Standards und Normen für den Datenaustausch. Integration von Daten aus diversen spartenspezifischen Erfassungssystemen (PICA, AUGIAS, Neu: digiCULT)
- internationale, deutschlandweite und regionale Partnerschaften

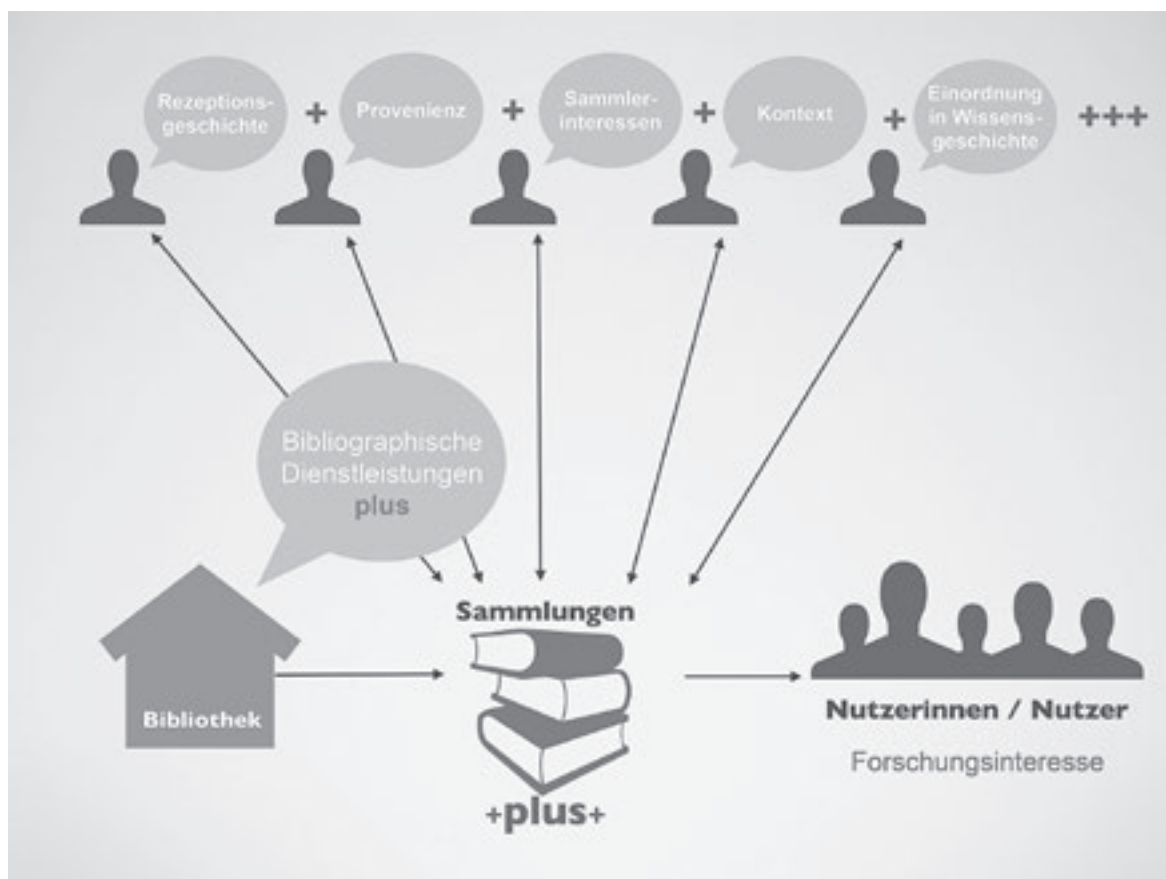
tisch passende Quellenkonvolute weiterer Einrichtungen einzubinden. Dies umso mehr, als der Reichtum kultureller Überlieferung zu vielfältigen Fragen anregt, welche Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, Studierende und zunehmend auch eine bildungsinteressierte Öffentlichkeit an die kulturelle Überlieferung stellen.

Innovative Informationsdienstleistungen zeichnen sich insofern nicht nur durch die reine Verfügbarkeit bzw. den beschreibenden Nachweis digitaler Einzelwerke aus, sondern schließen die umfassende und öffentlichkeitswirksame Berücksichtigung des jeweiligen Kontextes ein. Eine solche Form der integrierten Aufbereitung reicht von der Dokumentation des Quellenkonvoluts als Ganzes über die Frage, woher die Sammlung kam, auf wen sie zurückgeht, wie sie sich zusammensetzt, welche Bezüge zu anderen Sammlungen bestehen, welche Interessen und Motive ihre jeweiligen Besitzer verfolgt haben, bis hin zur Frage der jeweiligen Nutzung und Einordnung in Wissensordnungen und -systematiken der jeweiligen Zeit.

Wenn die Forschungsplattformen, welche derzeit entwickelt werden, stärker noch als bisher zum wissenschaftlichen Austausch einladen, wird eine neue Forschungskultur entstehen; das lässt sich ohne prophetische Gaben prognostizieren. Das erste historische Schwerpunktprogramm der DFG »Integration und Desintegration der Kulturen im europäischen Mittelalter« (SPP 1173) wies bereits unverkennbar in diese Richtung eines Ansatzes zur wissenschaftlichen *collaboration* (im anglo-amerikanischen Verständnis des Wortes).

Kontextualisierung heißt integrierte Aufbereitung

collaboration



MEHR KONVERGENZ WAGEN

»Die nächsten fünfzehn Jahre werden in der Informationstechnologie auf allen Ebenen von der Konvergenz noch getrennter Lösungen geprägt werden. Dies ändert die Rahmenbedingungen für optimale organisatorische Lösungen.«²⁴ Manfred Thaller empfiehlt u.a. ein Schichtenmodell, welches vorsieht, bestimmte Dienste in Zukunft landeseinheitlich zu betreiben sowie die Konvergenz der IT-Infrastrukturen innerhalb der Hochschulen zu befördern.²⁵

Mit der Forderung nach dem konsequenten »Aufbau eines landesweiten Forschungs- und Bildungssystems« steht Manfred Thaller nicht allein dar: Zwar bescheinigt der Wissenschaftsrat den Bibliotheken, Archiven, Fachinformationszentren und größeren objektbezogenen Sammlungen, eine Erweiterung ihres Leistungsspektrum und einen institutionellen Wandel erreicht zu haben, fordert diese in seinen »Empfehlungen zur Weiterentwicklung der wissenschaftlichen Informationsinfrastrukturen in Deutschland bis 2020« aber gleichzeitig dazu auf, »sich besser abzustimmen, ihre Kooperation zu intensivieren und Möglichkeiten einer arbeitsteiligen Aufgabenwahrnehmung auszuschöpfen«.²⁶ Weiterhin empfiehlt der Wissenschaftsrat: »Mittels geeigneter Schnittstellen sollten Informationsinfrastruktureinrichtungen eine enge Zu-

sammenarbeit mit Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern der einschlägigen Forschungsformen sowie mit Nutzerinnen und Nutzern aus den angrenzenden gesellschaftlichen Bereichen sicherstellen.«²⁷

Angeichts dieser Herausforderungen erscheint es nur konsequent, wenn auch die Deutsche Forschungsgemeinschaft den Aufbau eines abgestimmten Systems von Informationsinfrastrukturen fordert, welche:²⁸

- strikt an den Interessen der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler ausgerichtet sind,
- neue Formen des kooperativen wissenschaftlichen Arbeitens (Virtuelle Forschungsumgebungen) ermöglichen,
- und anschlussfähig und einbindbar sind in nationale und internationale Strukturen.

Der Wissenschaftsrat und die Deutsche Forschungsgemeinschaft bestätigen also die wachsende Erkenntnis, dass aus Kostengründen eine »infrastrukturelle Konvergenz« (Manfred Thaller) gefordert wird.²⁹ Dieser Anspruch darf freilich nicht auf Kosten, sondern zugunsten einer Qualitätsförderung geschehen, und zwar wesentlich durch Redundanzabbau. Einige Stimmen gehen in diesem Punkt sogar soweit, daraus die Forderung nach einer verpflichtenden Bündelung der

Ressourcen und Kompetenzen als arbeitsteiliges Konzept der Kooperation abzuleiten.³⁰ Damit ist Konvergenz ein Thema, welches nun auch vollends die Wissenschaftspolitik erreicht hat. Insofern ist Konvergenz auch keine Modeerscheinung, sondern eine sich infolge der technischen, inhaltlichen und wirtschaftlichen Entwicklung allmählich verdichtende Notwendigkeit, die zunehmend an Konturen gewinnt.

Konvergenz ist – so lässt sich zusammenfassen – so etwas wie eine anthropologische Konstante im bibliothekarischen Kontext: Sie wurde aus ökonomischen Gründen immer wieder von Neuem als notwendig erkannt – und letztlich auch umgesetzt. Allerdings wurde diese Umsetzung ebenso konstant von einer heftigen Gegenbewegung hin zur Divergenz verzögert. Vielleicht sind die Protagonisten der Gestaltung von Informationsinfrastrukturen heutzutage endlich soweit, Konvergenz umzusetzen, ohne den Irrwegen der Divergenz dazu erst einmal folgen zu müssen. Warum also wagen wir nicht einfach mehr Konvergenz?!

¹ Naetebus, Gotthold: Über die Bibliotheken der preußischen Universitätsinstitute, in: Zentralblatt für Bibliothekswesen, 23 (1906), S. 341–365.

² Vgl. Wefers, Sabine: Der Wandel der Gießener Universitätsbibliothek zu einer modernen Gebrauchsbibliothek im 19. Jahrhundert, in: Geschichte der Universitätsbibliothek Gießen, mit Beiträgen von Thorsten Dette, Eva-Marie Felschow ..., Gießen 1991 (= Studia Gissensia, Bd. 2), S. 27–45.

³ Behrend, Fritz: Für die Seminarbibliotheken, in: Zentralblatt für Bibliothekswesen 26 (1909), S. 23–25, Zitat: S. 23.

⁴ Vgl. Empfehlungen für die Zusammenarbeit zwischen Hochschulbibliothek und Institutsbibliotheken, hg. von der Deutschen Forschungsgemeinschaft, Bonn/Bad Godesberg 1970.

⁵ Vgl. die zusammenfassende Darstellung von Halle, Axel: Strukturwandel der Universitätsbibliotheken: Von der Zweischichtigkeit zur funktionalen Einsichtigkeit, in: ZfBB 49 (2002), S. 268–270.

⁶ Moraw, Peter: Kleine Geschichte der Universität Gießen, 1607–1982, Gießen 1982, S. 255.

⁷ Goethe an Schiller, 09.12.1797: Goethes Werke. Weimarer Ausgabe. Abt. 4, Briefe, Bd. 12, Weimar 1893, S. 374; Goethe an Voigt, 19.05.1818: ebenda, Bd. 29, Weimar 1904, S. 178, Zitat: S. 179.

⁸ An dieser Stelle danken wir Dr. Peter Reuter für die großzügige Überlassung der Folien seines Vortrags »Chancen und Risiken der Reorganisation; eine Bilanz nach 10 Jahren funktionaler Einsichtigkeit an der UB Gießen«, gehalten auf der Sitzung der dbv-Sektion 4, in Gießen am 27.09.2012.

⁹ Nur was sich ändert, bleibt; 88. Deutscher Bibliothekartag in Frankfurt am Main 1998, hg. von Sabine Wefers, Frankfurt a.M. 1999 (= ZfBB, Sonderheft 75).

¹⁰ Empfehlungen zur digitalen Informationsversorgung durch Hochschulbibliotheken, hg. vom Wissenschaftsrat, Greifswald, 13. Juli 2001, S. 50, www.wissenschaftsrat.de/download/archiv/4935-01.pdf

¹¹ Frühwald, Wolfgang: Gutenbergs Galaxis im 21. Jahrhundert. Die wissenschaftliche Bibliothek im Spannungsfeld von Kulturauftrag und Informations-Management, in: Die Bibliothek zwischen Autor und Leser. 92. Deutscher Bibliothekartag in Augsburg 2002, hg. von Hannelore Benkert, Burkhard Rosenberger, Wolfgang Dittich, Frankfurt a.M. 2003, (= ZfBB, Sonderheft 84), S. 5–19.

¹² Vgl. Joint, Nicholas: New perspectives on the convergence of academic libraries and campus information technology departments, in: Library Review 60,8 (2011), S. 637–644, DOI: 10.1108/00242531111166674

¹³ Vgl. Wefers, Sabine: Integration: Königsweg oder Sackgasse?, in: ABI Technik 26 (2006), S. 106–113, DOI: 10.1515/ABITECH.2006.26.2.106

¹⁴ Vgl. Given, Lisa M. und McTavish, Lianne: What's Old is New Again: The Reconvergence of Libraries, Archives, and Museums in the Digital Age, in: The Library Quarterly 80,1 (2012), S. 7–32, www.jstor.org/stable/10.1086/648461

¹⁵ Vgl. Paul F. Marty: An introduction to digital convergence: libraries, archives, and museums in the information age, in: Museum Management and Curatorship 24, 4 (2009), S. 295–298, DOI: 10.1080/09647770903314688

¹⁶ Vgl. www.europeana.eu/portal

¹⁷ Vgl. www.deutsche-digitale-bibliothek.de

¹⁸ Vgl. www.digitalesthüringen.de

¹⁹ Vgl. <http://kulturerbe.niedersachsen.de>

²⁰ Vgl. www.leo-bw.de

²¹ Vgl. www.sachsendigital.de

²² Vgl. Trant, Jennifer: Emerging convergence? Thoughts on museums, archives, libraries, and professional training, in: Museum Management and Curatorship 24, 4 (2009), S. 369–387, DOI: 10.1080/09647770903314738

²³ Vgl. Waibel, Günter und Erway, Ricky: Think globally, act locally: library, archive, and museum collaboration, in: Museum Management and Curatorship, 24, 4 (2009), S. 323–335, DOI: 10.1080/09647770903314704. Siehe auch Zorich, Diane; Waibel, Günter und Erway, Ricky: Beyond the Silos of the LAMs: Collaboration Among Libraries, Archives and Museums, Report produced by OCLC Research, 2008, www.oclc.org/content/dam/research/publications/library/2008/2008-05.pdf

²⁴ Thaller, Manfred: Executive Summary, in: Görl, Simone; Johanna Puhl; Manfred Thaller: Empfehlungen für die weitere Entwicklung der Wissenschaftsversorgung des Landes NRW, Berlin 2011, S. 10–13, Zitat: S. 10.

²⁵ Ebenda, S. 14.

²⁶ Empfehlungen zur Weiterentwicklung der wissenschaftlichen Informationsinfrastrukturen in Deutschland bis 2020, hg. vom Wissenschaftsrat, Drs. 2359-12, 13. Juli 2012, S. 12, www.wissenschaftsrat.de/download/archiv/2359-12.pdf

²⁷ Ebenda, S. 13.

²⁸ Die digitale Transformation weiter gestalten. Der Beitrag der Deutschen Forschungsgemeinschaft zu einer innovativen Informationsinfrastruktur für die Forschung, hg. von der Deutschen Forschungsgemeinschaft, Ausschuss für Wissenschaftliche Bibliotheken und Informationssysteme, Bonn 2012, www.dfg.de/download/pdf/foerderung/programme/lis/positionspapier_digitale_transformation.pdf

²⁹ Vgl. Görl, Simone; Johanna Puhl; Manfred Thaller: Empfehlungen für die weitere Entwicklung der Wissenschaftlichen Informationsversorgung des Landes NRW, Berlin 2011.

³⁰ Thüringer Rechnungshof, Jahresbericht 2012 mit Bemerkungen zur Haushalts- und Wirtschaftsführung und zur Haushaltsrechnung 2010, Rudolstadt 2012, S. 129 ff., hier bes. S. 139, www.thueringen.de/imperia/md/content/rechnungshof/veroeffentlichungen/sonstige/jahresbericht_2012_internet.pdf

DIE VERFASSER

Dr. Sabine Wefers ist Leitende Bibliotheksdirektorin der Thüringer Universitäts- und Landesbibliothek Jena (ThULB), Bibliotheksplatz 2, 07743 Jena, E-Mail: sabine.wefers@thulb.uni-jena.de

Dr. Thomas Mutschler ist Leiter der Abteilung Medienerwerbung und -erschließung und Fachreferent an der Thüringer Universitäts- und Landesbibliothek Jena (ThULB), Bibliotheksplatz 2, 07743 Jena, E-Mail: thomas.mutschler@thulb.uni-jena.de

Konvergenz als anthropologische Konstante?